



nestbeschmutzer

ZEITUNG ZUR JAHRESKONFERENZ VON NETZWERK RECHERCHE 2012



Die Dokumentation der Jahreskonferenz 2012 von netzwerk recherche erscheint in diesem Jahr in Form eines Blogs. Berichte, Fotos, Videos und Podcasts werden während der Konferenz zusammengetragen und eingestellt. Und bleiben als Dokumentation auch nach der Konferenz im Netz erhalten. Dabei haben wir kompetente Hilfe: 2012 sind das Studentinnen und Studenten der Deutschen Journalistenschule in München, der Journalistik-Studiengänge Journalistik der Unis Hamburg und Eichstätt, Stipendiaten der JONA der Konrad-Adenauer-Stiftung und des Stipendienprogramms „Medienvielfalt, anders“ der Heinrich Böll-Stiftung, Volontärinnen und Volontäre von Zeitungen und Rundfunk in Bremen. Außerdem sind überall die Volontärinnen und Volontäre des NDR und aus den WAZ-Redaktionen im Einsatz, bewährte Stützen unserer Konferenzorganisation. Danke!

IN EIGENER SACHE



jk12.netzwerkrecherche.de

VIVA la FIFA

**Weltfußballverband bleibt Verleihung der „Verschlossenen Auster“ fern und gibt sich geläutert
Roland Rino Büchel (Schweizer Nationalrat) rechnet mit seinem ehemaligen Arbeitgeber ab.**

Grüezi mitenand

Das Netzwerk Recherche vergibt die elfte „Verschlossene Auster“ an einen Schweizer Verein mit einem ideellen Zweck. Wenn es um Nichtigkeiten geht, ist dessen Vorsitzender sehr eloquent und alles andere verschlossen. So weiss bald jedes Kind, dass er mehr als zwei Monate zu früh zur Welt kam, nur halb so schwer war wie ein normales Baby und offenbar genau darum ein zäher Bursche wurde.

Als Chef trifft er die wichtigen Entscheidungen zusammen mit 23 „Engeln“ und „Teufeln“. Das sage nicht ich, das sagt er selbst. Es sind die Bezeichnungen, die „Le Président“ seit einem guten Jahr verwendet, wenn es um seine 23 Vorstandskollegen geht.

Wer aber ist ein Engel, und wer ist ein Teufel? Das ist die entscheidende Frage. Doch die will „Le Président“ partout nicht beantwortet haben.

Im Gegenteil, er hat schon acht Millionen Franken aufbringen lassen und dazu die teuersten Anwälte engagiert, um die Namen von korrupten Mitglie-

dern seines Exekutiv-Komitees unter dem Deckel zu halten. Somit erscheinen ein paar Teufel weiterhin als Engel. Vor den Teufeln hat er Angst, Engel kann man auch mal fallen lassen.

„Ich nenne den Preis VIVA: Die ‚Voll Integral Verschlossene Auster‘.“

Dies im Moment zum Innenleben der Institution, die jedes Jahr ohne sonderlichen Aufwand einen Milliardenbetrag einnimmt. Die Auster geht an einen multinationalen Konzern. Die Struktur des Unternehmens sei diejenige von einem mit Gangstern durchsetzten „Gentlemen’s Club“, sagt der Rechtsprofessor, der sich seit Monaten mit dessen Innenleben befasst. Der Vorsitzende des Clubs, „Le Président“, spricht hingegen von einer „Fa-

milie“. Buchautor Thomas Kistner, der heute unter uns ist, denkt dabei an eine etwas spezielle, sizilianische Familienform. Er nennt das Kind beim Namen und den „Gentlemen’s Club“ deshalb schlicht „Mafia“. Der Gentlemen’s Club muss sich diese Bezeichnung aufgrund der Faktenlage gefallen lassen. Dabei will die Familie doch nur Gutes tun und die Welt verbessern. Das hat sie sich auf die Fahne geschrieben. Und sogar in das Logo. „For the Game. For the World.“

In jüngster Zeit hat der Gentlemen’s Club nicht nur die PR-, sondern auch die Lobbyarbeit ausgebaut. Einer der Gründe für die Hysterie mag ein „offener Brief“ gewesen sein. Ich schrieb ihn am 11. Januar 2011 als Antwort auf die diversen Interviews, welche „Le Président“, damals um den Jahreswechsel gegeben hatte. Noch am Tag, als mein Schreiben im Briefkasten des Gentlemen’s Club landete, sandte jener eine Einladung an sämtliche 246

eigenössischen Parlamentarier. Der Anlass war ein Flop. Nur jeder zwanzigste Abgeordnete wollte dem Hausjuristen der ehrenwerten Gesellschaft zuhören, als er im nobelsten Berner Hotel darlegte, wie wichtig sie für die Schweiz sei. Er verschwendete keinen Gedanken darüber, dass sie auch ein Reputationsrisiko für unser Land bedeuten könnten.

Mein parlamentarischer Vorstoss mit dem Auftrag an das Sportministerium, die Korruptionsprobleme im Sport resolut anzupacken und Lösungen zu präsentieren, wurde im Nationalrat ohne eine einzige Gegenstimme angenommen. Dann wurde die Sache in der zweiten Kammer und in der Verwaltung verschleppt. Das war unklug. Umso härter kam der Keulenschlag aus Strassburg. Der Europarat verabschiedete vor fünf Wochen eine Resolution. Sie basiert auf einem präzisen 21seitigen Bericht und zielt mitten ins Herz der heutigen Preisträgerin. Das Papier kommt in 124 akribisch aufbereiteten

[weiter auf Seite 2](#)



Foto oben: Raphael Hünerfauth

Quote gegen Machos

Der Aufstand der Frauen
Seite 10

Nazi-Sumpf & Nazi-Jäger

Recherchen gegen Rechts
Seite 4/5

Fotostrecke

Viva la Polaroid
Seite 6/7

Strittige Themen

Gert Monheim über Dokumentarfilme im Blickfeld von netzwerk recherche

In diesem Jahre finden auch Fernsehfilme Platz im Programm von netzwerk recherche – warum?

Ich habe seit vielen Jahren mit Fernsehdokumentationen zu tun, als Autor und als ehemaliger Redakteur des WDR. Ich habe mit Günter Bartsch darüber gesprochen, wir haben das vorgeschlagen und die Vorschläge wurden sofort angenommen. Wir zeigen eine Reihe interessanter Filme im Kinoraum, sie laufen hier, einfach weil wir sie für wichtig halten. Zu einigen Filmen haben wir Themen gesetzt, die wollen wir in Veranstaltungen diskutieren.

Wo liegen die Schwerpunkte der Themen?

Ich wollte zwei ausgewiesene investigative Filmemacher auf dem Podium haben und habe dafür Wilfried Huisman und Egmont R. Koch gewinnen können. Wir werden darüber sprechen, wie sich für sie die Lage verändert hat: Unter welchen Bedingungen sie früher Filme machen konnten, wann diese Filme ausgestrahlt wurden und wie das heute in den Sendern läuft – also ein medienpolitisches Thema. Dann greifen wir einen Trend in der ARD auf, die so genannten Marken-Checks. Wir konfrontieren diese Produktionen mit einem investigativen Format wie der

„Kik-Story“ und fragen, welcher Arbeitsweise im Fernsehen die Zukunft gehört. Diese Diskussion wird Volker Lilienthal moderieren ebenso wie das Panel „Schlachtfeld Politik“. Da stellen wir noch einmal zwei Dokumentationen in den Vergleich, nämlich Hubert Seipels Porträt von Vladimir Putin und Stefan Lambys Film „Schlachtfeld Politik“. Dabei interessiert uns die Frage, wie man Politiker vor der Kamera zum Sprechen bringt und wie man als Autor Nähe erreichen und zugleich Distanz wahren kann. Das wird sicherlich eine sehr spannende Diskussion.

Es stehen aber auch, durchaus überraschend, zwei Dokumentarfilme zur Debatte – wie kommt's?

Dokumentarfilme werden ja bei ARD und ZDF ziemlich schlecht behandelt. Wir wollen über „Taste the waste“ von Valentin Thurn sprechen, einen Dokumentarfilm über Lebensmittelverschwendung und fragen, ob die Zukunft des Genres eher im Kino liegt. Thurns Film lief ja zuvor schon in der ARD-Themenwoche – und wurde da kaum wahrgenommen. Im Kino hatte er plötzlich enormen Erfolg. Valentin Thurn hat aus seinem Material auch noch eine fernsehtypische Dokumentation hergestellt – so lassen sich auch

die unterschiedlichen Arbeitsweisen und ästhetischen Kriterien diskutieren. Last but not least: „Auf Teufel komm raus“, ein Dokumentarfilm zweier junger Filmemacherinnen. Sie erzählen aus einem niederrheinischen Dorf, in dem ein entlassener Sexualstraftäter bei seinem Bruder einzieht. Darüber kommt es im Dorf zu heftigen Auseinandersetzungen. Zu diesem Fall sind zahllose Zeitungsartikel erschienen – aber wirklich erhellend ist erst dieser Film. Die beiden Autorinnen haben Mut bewiesen und Ausdauer – vielleicht könnte zum Thema werden, ob wir neben der schnellen journalistischen Reaktion nicht auch den intensiv recherchierenden, auf Haltbarkeit und Durchdringung angelegten Dokumentarfilm brauchen.

Welche Impulse sollen von diesem Teil des Programms ausgehen?

Wir wollen damit jetzt Erfahrungen sammeln und schauen, wie es angenommen wird. Diese Erfahrungen werden dann einfließen in eine Fachkonferenz, die wir für das kommende Frühjahr planen. Da wollen wir uns mit anspruchsvollen TV-Dokumentationen und Dokumentarfilmen ausführlich befassen.

ZUR PERSON



Gert Monheim war viele Jahre Redakteur beim WDR, ab 1996 hauptverantwortlich für die Redaktion „Menschen hautnah“. 1999/2000 gründete er die Sendereihe „die Story“, die politische, auch investigative Dokumentationen für das WDR Fernsehen und die ARD realisiert. 2004 legte Gert Monheim die Leitung der Redaktion nieder und konzentrierte sich wieder ganz auf seine Tätigkeit als Autor und Realisator.

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Samstag 11:00 h R1
Investigative Dokumentation

Samstag 14:15 h R1
„Taste the waste“

Samstag 15:30 h R1
„Schlachtfeld Politik“

Samstag 16:45 h R1
„Auf Teufel komm' raus“

Interview: Fritz Wolf.

Freier Journalist für Print und Hörfunk,
Autor und Dozent, Hauptinteresse
Medien. www.dasmedienbuero.de

weiter von Seite 1

Punkten zu einem vernichtenden Urteil. Der Europarat verlangt, dass im Gentlemen's Club ein für alle Mal aufgeräumt wird und stellt sogar die Wahl dessen Oberhauptes zur Diskussion. Was schreibt Europa zur Korruption innerhalb der Institution? Ich zitiere aus der Resolution, die fast einstimmig verabschiedet wurde: „Selbstregulierung ist sehr wichtig. Aber wenn die Probleme nicht aufhören, sollten Regierungen einschreiten. Autonomie ist für die Interessen des Sports da, nicht für die Interessen von skrupellosen Individuen“, lauten die unmissverständlichen Worte aus Strassburg.

Jetzt wissen Sie, in welchem Gesellschaftsbereich die Auster tätig ist, nämlich im Sport. Schauen wir uns den nicht gewinnorientierten Verein, der die Auster erhalten wird, etwas genauer an: Diese „Voll Integral Verschlussene Auster“, also die VIVA, zählt einen Präsidenten und 23 ehrenamtliche Spitzenfunktionäre in ihren Reihen. Das wissen Sie schon. Zudem hat die VIVA 390 Angestellte in der Administration. In der letzten Woche waren viele von ihnen in Ungarn. Schon im Vorfeld schienen sich die Per-

len auf den Aufenthalt dort zu freuen. Die Ankündigung auf der Webseite der VIVA lautete: „Die Perle an der Donau, wie Budapest auch genannt wird, bietet der VIVA eine malerische Kulisse für ihren 62.

„Zuhalter“ – das Wort hat kein ‚ä‘.

Kongress, bei dem die 208 Mitgliedsverbände über weitreichende Reformen in den Bereichen Good Governance, Compliance und Ethik befinden werden.“ Das sind gar große Begriffe für die patriarchalisch geführte VIVA, die es seit 108 Jahren gibt. Wechseln wir von der Pseudoethik zur konkreten Raffgier. Wie vergolden sich die Perlen der VIVA ihre Nasen? Die VIVA schüttete im letzten Jahr 96,8 Millionen Dollar an Löhnen, Zahlungen an Ehrenamtliche und Boni (67,3 + 29,5 = 96,8 Mio) aus. Das macht bei 414 Personen 233.000 Dollar pro Kopf. Nimmt man die Luxus-Sozialleis-

tungen der VIVA dazu, dann weist die Rechnung sogar 118,5 Millionen Dollar aus (89 + 29,5 = 118,5 Mio). Das macht im Schnitt 286.000 Dollar pro Person. Nicht übel für einen nicht gewinnorientierten Verein mit extremen steuerlichen Privilegien und einem ideellen Zweck. „Le Président“ und jedes einzelne seiner 23 ehrenamtlichen Vorstandsmitglieder bedienen sich – im Schnitt – mit jährlich rund einer Million Dollar aus der VIVA-Kasse. Haben diese neuen Boni die alten Schmiergeldzahlungen ersetzt? Ein Schelm, wer einen Zusammenhang sieht und Böses dabei denkt.

Zum Schluss muss ich Ihnen noch zwei wichtige Dinge mitteilen:
► wer die Auster gewonnen hat und
► dass wir Schweizer manchmal Mühe haben, das „V“ wie „Vögel“ vom „F“ wie Fußball zu unterscheiden.

Die diesjährige „Verschlussene Auster“ geht an die Fédération Internationale de Football Association. Oder kurz gesagt: Die VIVA geht an die FIFA.



ANTWORT DES PREISTRÄGERS

Sehr geehrter Herr Schröm

Ich wäre gerne an die Veranstaltung gekommen, da ich Austern mag, aber ich bin zurzeit in Brasilien. Der Präsident selber verträgt keine Meeresfrüchte, zudem ist seine Agenda proppenvoll. Grundsätzlich glaube ich, dass Sie zu spät sind mit der Auszeichnung. Die Auster hat sich inzwischen geöffnet. Es geht in der Regel eine Weile, bis auch Recherchierjournalisten das merken. Die Austern im Kopf bleiben oft über das Verfalldatum hinaus geschlossen. In der Zwischenzeit informieren Sie sich über den letzten FIFA-Kongress in Budapest. Da werden Sie ein paar Ansätze finden, um Ihre Meinung zu ändern. Wenn Sie denn daran interessiert sind.

Mit besten Gruss aus Sao Paulo
Walter De Gregorio
Direktor Kommunikation

Foto oben: WDR

Foto rechts: Sebastian Stähle

Foto unten: Raphael Hünerfauth

„Es gibt etwas zu verteidigen.“

Rede zur Lage des Journalismus von Julia Friedrichs



„nestbeschmutzer“ dokumentiert Auszüge der Rede, das Originalmanuskript ist im Netz zu finden.

Ich bin Reporterin und so ist dies weniger eine Rede, eher eine Geschichte. Daran anschließen wird sich eine Bitte. Mehr noch: ein Aufruf, ein Appell. Ich bin 32 Jahre alt. Mein Weg in diesen Beruf war Liebe auf den ersten Blick. Das Gefühl, eine Stimme zu haben, die jemand hört oder besser liest. Es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass ich mich in einen verliebt hatte, dem es nicht gerade gut ging. 2001 war die „Erste Medienkrise“ der Auftakt eines ganzen Krisenreigens. Ich will nicht mit einer Rückschau auf zehn Jahre Medienkrise quälen. Die goldenen Zeiten des Journalismus habe ich nicht mehr erlebt. Journalismus ist auch ein Wirtschaftsgut. Diese Botschaft haben wir inhaliert. Fast 40 Prozent der freien Journalisten verdienen 2008 weniger als 1000 Euro brutto im Monat. Dass das ganz schön wenig ist, räumen auch manche der Verantwortlichen ein: Der Chefredakteur des Tagesspiegels sagte: Der Tageszeitungsjournalismus sei nicht geeignet, Freien einen Lebensunterhalt zu ermöglichen.

Das zweite, was wir gelernt haben, ist, den Erfolg unserer Arbeit vor allem in wirtschaftlichen Kriterien zu messen. Wenn eine meiner Dokumentationen im Fernsehen ausgestrahlt wurde, war te ich am nächsten Morgen nervös auf die Mail um neun Uhr. Die Mail mit den Minutenverläufen, den Umschaltpunkten und am Ende: der Zahl. Die Quote, in deren Takt der Sender tickt. Klickraten, Quoten, Verkaufsaufgaben.

„Wir haben einfach verpennt, dass aus unseren Artikeln und Filmen ‚Produkte‘ oder ‚Stücke‘ wurden, aus dem Kulturgut Journalismus ein Wirtschaftsgut

namens ‚content‘“, sagte Sonia Mickich, Leiterin der Inlandsredaktionen des WDR.

Und noch eine dritte Lektion. Wir haben gelernt, dass es einen starken Konkurrenten gibt, der einfach mehr Geld hat. Inzwischen gibt es wohl mehr Public-Relations-Arbeiter als Journalisten. Journalist ist das, was man gerne wäre. PR ist das, was einen letztendlich ernährt, ist die Botschaft, die dahintersteht. Wer mit jungen Journalisten über das Verhältnis von PR und Journalismus spricht, der merkt schnell: Verstanden und akzeptiert.

Wer immer und immer wieder hört: „Die See ist rau! Die Zeiten hart! Pass Dich an!“, dem wird es schwerfallen, die Ideale mit denen er mal gestartet ist, zu bewahren. Die Träume. Die Prinzipien. Das, was anständiger Journalismus auch braucht.

Aus meiner Sicht ist das der verheerendste Schaden, den die Medienkrise angerichtet hat: Dass der Nachwuchs mit eingezogenen Fühlern durch die Arbeitswelt kriecht, [wenn man Adornos Geschichte der Schnecke als Metapher nimmt.]

Wem ist der größere Vorwurf zu machen? Den jungen Journalisten, die bereit sind, alles zu tun, um einen Fuß in die Redaktionen zu bekommen? Oder denen, die genau das ausnutzen?

Es ist ungehörig, Gehälter und Honorare zu drücken. Es ist erniedrigend, den Erfolg von journalistischer Recherche nur in Marktzahlen zu messen. Und es ist gefährlich, wenn die Grenze zwischen Journalismus und Public Relations nicht mehr unverrückbar steht. Vor lauter Lamento sollte nichts Wertvolles verloren gehen. Darum in aller Deutlichkeit: Es ist trotz allem ein großes Glück als Journalist arbeiten zu dürfen.

Wir Journalisten dürfen das Wichtige vom Unwichtigen trennen. Das Interessante vom Belanglosen. Wir müssen nicht immer mitmachen. Wir dürfen widersprechen. Könnte es einen großartigen Beruf geben? Es gibt etwas zu verteidigen.

Der Journalismus, den wir vorfinden, und der, der in Zukunft sein wird, ist keineswegs naturgegeben. Wir alle prägen ihn. Jeden Tag. Auch wir Jungen können „Nein“ sagen, zu Dingen, die wir nicht wollen.

Wir können Missstände recherchieren. Kritik üben. Wir können große Fragen stellen.

Aber Sie, die schon etwas länger dabei sind, seien Sie Vorbild.

Ohne journalistische Grundsätze, wie es mir zum Beispiel das lang umkämpfte Gebot des Netzwerk Recherche: „Journalisten machen keine PR“ war, ist es hart, Orientierung zu finden.

Das Wichtigste aber zuletzt: Vergessen Sie bitte nicht, den Idealismus der Jungen zu bewahren. Hören Sie auf, uns immer und immer wieder auf die euphorisch ausgestreckten Fühler zu tappen.

Ich bin 32 Jahre alt. Wenn alles gut geht, werde ich noch drei Jahrzehnte lang als Journalistin arbeiten. Müssen werden manche sagen. Dürfen, finde ich. Und hoffe inständig, dass das so bleibt.

ZUR PERSON

Julia Friedrichs, geboren 1979, studierte Journalistik in Dortmund. Heute arbeitet sie als freie Autorin von Fernsehreportagen und Magazinbeiträgen. Für eine Sozialreportage wurde sie 2007 mit dem Axel-Springer-Preis für junge Journalisten und dem Ludwig-Erhard-Förderpreis ausgezeichnet. Julia Friedrichs lebt in Berlin.



„Ich erwarte spannende Referenten zu spannenden und umstrittenen Themen.“
Jette Studier, Studentin



„Ich komme vor allem her, um Leute zu treffen, interessante Ansätze zu finden und Kontakte zu knüpfen.“
Claus Hesseling, Journalist und Trainer



Es gibt interessante Ansätze zur Recherche. Man trifft Kollegen, die Tagung bietet ein breites Spektrum.
Renate Flottau, Journalistin



„Es gibt interessanten Input, man erfährt viel über aktuelle Entwicklungen und die digitale Welt“
Sabine Tzitschke, rbb und Georg Berg, WDR

Eine Idee abseits von Schlagzeilen



Mit einem bislang einmaligen Projekt will der NDR in seinem gesamten Sendegebiet neozistische Aktivitäten jenseits der medialen Tagesaktualität dokumentieren: im Hörfunk, Fernsehen oder im Web, mit Reportagen und Dokumentationen, als Blog oder virtuellen Landkarte. Das Projekt soll außerdem all die portraituren – und ermutigen –, die sich seit Jahren gegen rechts engagieren, unbemerkt von der medialen Öffentlichkeit.

Das Thema Rechtsradikalismus ist bei dieser Jahrestagung am ersten Tag mit dem Eingangsreferat, mit Diskussionsrunden, mit Filmen prominent vertreten. Reagiert aber hier der Journalismus nicht wieder nur aktuell, statt im Vorfeld schon einmal agiert zu haben?

Natürlich müssen wir uns diese Fragen stellen: Haben wir, mit Ausnahmen, als Medien immer so genau hingeguckt? Oder waren wir nicht ganz froh, dass wir so ein paar Einzelkämpfer hatten, auf die wir uns, wenn es etwas Spektakuläres gab, bequem zurückziehen konnten? Wie sieht es damit aus?

Angedacht ist es, sich mit Tätern und Unterstützern in den einzelnen Regionen zu beschäftigen. Wie?

Ein banales Beispiel: Es gibt die Finanziere der NPD. Wir fragen die, warum sie die NPD finanziell unterstützen. Ganz banal. Dann ist für andere Organisationen bekannt, wer die Hintermänner sind. Wir versuchen, mit denen in Kontakt zu kommen, sie bei ihren Aktivitäten zu filmen. Dazu kommt auch, dass wir jeder Region Archivfilme zuordnen. Es gibt da beeindruckend viel, was in den Regionalprogrammen alles schon lief. Das stellen wir erst einmal alles wieder online und verorten das zu der Region. Gleichzeitig wird eine Liste und eine Landkarte rechtsradikaler Gewalt erarbeitet.

Dieses Projekt über die Neonaziszene hier im norddeutschen Raum soll ein gemeinsames, NDR-übergreifendes Projekt werden.

Es war noch nie der Fall, dass so viele Akteure sich beteiligt haben. Alle Landesfunkhäuser, das Zentralprogramm, der Hörfunk, die Onliner. Von daher ist es natürlich schon ein Riesenspektakel mit dem ehrgeizigen Ziel, zu reportieren, zu dokumentieren, was da los ist. Abseits von NSU und aktuellen Schlagzeilen.

Wie muss man sich das intern vorstellen?

Es gibt ein festes Projektteam mit den Vertretern der Landesfunkhäuser. Dazu Mitglieder aus verschiedenen Redaktionen aller Bereiche. Das sind insgesamt 18 Leute. Wir treffen uns regelmäßig. Im Netzwerk haben wir ein Laufwerk eingerichtet, zu dem alle diese 18 Leute Zugriff haben. Da findet die Kommunikation statt. Und mit den Autorinnen und Autoren.

Nazis machen vor den Landesgrenzen nicht halt. Müsste es nicht ein bundesweites Projekt werden?

Wenn andere Sender so ein Projekt für sich auch machen, toll. Die Idee ist so banal: Abseits von Schlagzeilen zeigen wir drauf. Im Mittelpunkt stehen hier ausschließlich die Aktivitäten in Norddeutschland. Das ist genau die Frage, wo die Grenze zu ziehen ist? Zum Beispiel die Unsterblichen: Wo will ich die regional verorten? Nur weil die nachts ihren Marsch in Harburg gemacht haben, kann ich ja Harburg nicht auflisten unter braunen Aktivitäten. Trotzdem müssen wir die Unsterblichen berücksichtigen. Das wird in jedem Einzelfall eine sehr schwierige Abgrenzungsfrage sein.

Mit dem Initiator Kuno Haberbusch sprach Wulf Beileites. Wulf Beileites ist freier Autor für Print und Fernsehen in Hamburg.

Gegen alle Widerstände

Andrea Röpke fordert in ihrer Eröffnungsrede hartnäckige Recherchen

Hinter dem Pult wehen zwei Reichsflaggen in Schwarz-Weiß-Rot. Sie ragen aus einem braunen Mob vor einem brennende Haus heraus. Abgeschirmt durch drei untätig wirkende Polizisten steht etwas abseits ein Journalist – mit dem Ohr am Telefon und abgewendet vom Geschehen. Die Szenerie versinnbildlicht eine google-Suchanfrage nach „Nationalen Brandstiftern“ und illustriert das Motto der Jahreskonferenz zum „DigiTal der Ahnungslosen“. Auch Andrea Röpke am Pult zwischen den Fahnen hat die Szene in diesem Moment nicht im Blick. Sie wendet sich dem Publikum zu, um als zweite Frau in der 11-jährigen Geschichte der n-Jahreskonferenzen die Eröffnungsrede zu halten.

Röpke, die der NDR-Journalist Kuno Haberbusch als „sehr bescheiden“ vorstellt, ist Fachjournalistin für Rechtsextremismus, recherchiert und publiziert seit den neunziger Jahren zu Alt- und Neonazis und ist damit prädestiniert als Rednerin für eines der Schwerpunktthemen der Tagung. Bei aller Bescheidenheit: Das Selbstbewusstsein, dass ihre Arbeit selbst ein gutes Beispiel ist für das Thema ihrer Rede „Bleibt dran! Warum wir hartnäckigen Journalismus brauchen“, bringt Röpke mit. Die Hartnäckigkeit von Röpke und ihren Fachkollegen besteht vor allem in ihrer Ausdauer, an Themen dran zu bleiben, die oft erst langfristig Erfolge bringen, in ihrem Mut, trotz Drohungen der Nazis weiterzuarbeiten und ihrer Entschlossenheit, auch gegen staatliche Widerstände zu recherchieren.

Eine Publikation, und damit auch das Honorar, stehen immer erst am Ende

der aufwendigen Recherchen. Auch Röpke erlebte finanzielle Dürrejahre. Sie sei immer wieder gefragt worden, weshalb sie sich das antue. „Ich war überzeugt davon, dass ich etwas tun musste. Vor allem dann, wenn sonst niemand etwas tat.“ Dass viel Idealismus zu der Arbeit gehört, verdeutlichen auch die Recherchen von Thomas Kuban auf geheimen Konzerten des Nazi-Netzwerks „Blood & Honour“. Dabei riskierte er laut Röpke nicht nur sein Leben, sondern sitzt, wie Kuno Haberbusch ergänzt, wegen seines Dokufilms „Blut muss fließen“ heute auch auf 200.000 Euro Schulden.

„Versuche Kontakte zu halten, wenn andere Medien das Interesse verloren haben. Es gibt nicht einfach das ‚braune Dorf‘ – vor Ort muss denen geholfen werden, die Zivilcourage zeigen.“

Bedrohungen und Angriffe erleben viele der Journalisten, die über Neonazis berichten. Röpke kennt sie seit der Veröffentlichung ihres ersten Buches 2001, das sie aus der Anonymität holte. Während ihrer viel beachteten Recherchen zur mittlerweile verbotenen „Heimattreuen Deutschen Jugend“ wurde Röpke 2006 selbst attackiert – in einem Supermarkt vor Schaulus-

tigen. Ihr Handwerkszeug als Journalistin war es, das ihr half: Sie habe einfach ihre Kamera angemacht. Auch von den Behörden können die Fachjournalisten laut Röpke nicht mit Unterstützung rechnen.

„Mit den Beamten war es oft schwieriger als mit den Nazis“, sagt sie, als sie von Auseinandersetzungen mit Nazis berichtet, die vor den Augen der Polizei stattgefunden hatten. Die Recherchen fänden oft gegen staatliche Widerstände statt und die Behörden würden erst handeln, wenn die Öffentlichkeit Druck mache. So klingen manche Worte von Andrea Röpke auch wie eine Anklage. Gegen eine Politik, die katastrophale

Aufklärungsarbeit betreibe und Warnungen nicht ernst nehme. Wie etwa in Mecklenburg-Vorpommern. Schon 1999 habe sie mit Kollegen auf die Aktivitäten der Neonazis hingewiesen, was vom Verfassungsschutz mit dem Vorwurf quittiert wurde, sie schüre Hysterie. „Keine zwei Jahre später schwenkte das Innenministerium um. Zu spät, wie wir heute wissen“, sagt Röpke in Hinblick auf die Wahlerfolge der NPD. Und eine Anklage gegen die Medien, die erst reagierten, „wenn die braune Gefahr zu groß ist und die Schlapphüte selbst ins Visier geraten.“ Dabei griffen die Redaktionen dann eilig und wie selbstverständlich auf die Rechercheergebnisse von Fachkollegen oder die Erkenntnisse von antifaschistischen Archiven zu. Röpke selbst möchte aber nicht anklagen, sondern fordern. Die Rolle der Klägerin stehe ihr nicht zu, sagt sie nach der Rede selbstkritisch. Mehr Selbstkritik fordert sie auch von den Medien. Sie müssten mehr hinterfragen, auch mal vom Sprachjargon des Verfassungsschutzes abweichen und Rassismus als gesellschaftliches Problem begreifen. Insgesamt müsse mit dem Thema sensibler umgegangen werden, die Medien dürften nicht auf Krawallbilder, den Hype und die Quote setzen. Die Aufmerksamkeit, die der Rechtsextremismus derzeit durch das Attentat in Norwegen und die Verbrechen der NSU bekommt, sieht sie auch als Chance, dass Medien und Gesellschaft dran bleiben. Sicher ist indes nur, dass sich Röpke und ihre Fachkollegen dem Thema weiter hartnäckig zuwenden werden.

Gejagt

„Es hat sich niemand vorstellen können.“ Wieder und wieder wurde dieser Satz der in der Veranstaltung „Die NSU-Jäger“ wiederholt. Niemand hat das Ausmaß erkannt – auch kein Journalist. Es sei eine Erschütterung und ein Prüfstein für den Journalismus gewesen, nennt Volker Steinhoff Redaktionsleiter von Panorama das. Christian Fuchs, Autor des gerade erschienenen Buches „Die Zelle“, hat viele Monate im rechtsextremen Milieu recherchiert. Er sprach für die ARD-Sendung „Panorama“ mit den Eltern von Uwe Böhnhardt, einer der mutmaßlichen Attentäter des NSU-Trios – ganz vorsichtig habe ein gegenseitiges Antasten stattgefunden. Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit seien die bestimm-

Text: Swantje Unterberg, Uni Hamburg



Rechtsextremismus und Medien – wenn die Recherche ausbleibt

Für die Podiums-Diskussion war es der perfekte Aufmacher: Seit Tagen berichten Hamburgs Medien von der am Sonnabend geplanten Nazi-Demo. Spätestens seit der Zwickauer Terrorzelle ist „rechts“ bei den Medien wieder oben auf der Agenda. Doch wie viel sollen Medien berichten, wo liegt die Grenze zur ungewollten Propaganda? Diese und weitere Fragen wollte Kuno Haberbusch mit seinen Gästen diskutieren. „Die Rechtsradikalen sind gut darin, ihre Aktionen so zu steuern, dass sie in den Medien ihren Niederschlag finden“, stellte NDR-Info-Journalist Stefan Schölermann ganz zu Anfang der Diskussion fest. „Sie entwickeln Szenarien, die mit der eigentlichen Bedrohung nichts mehr zu tun haben. Davon sollten wir Medien uns nicht an der Nase herumführen lassen“, plädierte der Journalist. Ganz anders der Fall der Zwickauer Terrorzelle. Manfred Murck, Präsident des Verfassungsschutzes Hamburg, hatte sich in die „Höhle des Löwen“ begeben, um mit den anwesenden Journalisten über das Thema zu diskutieren. Die Arbeit seiner Behörde

sei ohne Zweifel ein „Debakel“ gewesen, aber auch für die Journalisten fand er kritische Worte: „Wir alle haben auf die falschen Täter gesetzt. Auch die Medien müssen ein Stück weit Selbstreflexion betreiben.“ Dies sah auch SZ-Journalist Hans Leyendecker so. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, seiner Wut über die Arbeit des Verfassungsschutzes freien Lauf zu lassen. „Die Dummheit, Frechheit und das Desinteresse des Verfassungsschutzes und des Landeskriminalamtes waren katastrophal. Wie können Beamte so arbeiten?“, kritisierte der Journalist. Moderator Haberbusch lenkte das Gespräch auf den täglichen Umgang der Journalisten mit dem Thema Rechtsradikalismus. „Wie oft rufen Sie den Verfassungsschutz an, um an Informationen zu gelangen?“, fragte er Andrea Röpke. „Nur, wenn die Redaktionen es von mir verlangen. Erfolgreich ist ein solches Telefonat in den wenigsten Fällen, das letzte Mal hat Herr Murck einfach aufgelegt.“ Im Bezug auf die Frage, ob nach dem NSU-Fall in den Redaktionen vermehrt Recherche im

rechtsradikalen Raum betrieben würde, waren die Meinungen gespalten. Schölermann sah einen eindeutigen Anstieg an Experten innerhalb der Redaktionen. Hans Leyendecker war da anderer Meinung. „Auch bei den großen Medien hat sich nicht viel verändert. Entweder ein Thema ist Mode und es wird kurzfristig mehr recherchiert – oder es gerät in der Hintergrund.“ Zum Abschluss der Diskussionsrunde sollten die Gäste ihre Wünsche für die Zukunft äußern. „Ich hoffe, dass Redaktionen wieder mehr Geld für Recherche ausgeben und sich kontinuierlich mit diesen wichtigen Themen beschäftigen“, erklärte Röpke. Manfred Murck bat in seinem letzten Plädoyer für Verständnis für seine Arbeit. „Wir vom Verfassungsschutz haben ein riesiges Spektrum an Themen. Man kann nicht in jedem Thema gleich tief drin sein. Rechtsextremismus ist für uns eben nur ein Thema von vielen.“

Text: Marie Fleischhauer, Uni Hamburg



Foto unten: Sebastian Stahke

Foto oben: NDR

Foto rechte Seite oben: Raphael Hünerfauth



Die Enthüller – Wie gut ist der investigative Journalismus in Deutschland?

Spiegel-Redakteur Jörg Schmitt stellt gleich zu Beginn der Diskussionsrunde einmal klar: „Vieles wird unter dem Label des investigativen Journalismus verkauft, hat aber im Endeffekt wenig damit zu tun.“ Wichtigste Bedingungen in jedem Fall: Neue, eigene Wege zu gehen und gegen Widerstände anzugehen. „Ein investigativer Journalist muss eine eigene Hypothese aufstellen, diese überprüfen und aufbohren. Erst dann fängt der investigative Journalismus an“, sagte Schmitt in der Diskussionsrunde.

Moderator Markus Grill wollte dann auch mal wissen, wie denn genau die Unterschiede beim investigativen Journalismus im Vergleich zur USA und der Schweiz aussehen. Beat Balzli antwortete prompt: „In der Schweiz herrscht im Gegensatz zu Deutschland keine Konflikt-, sondern eine Konsenskultur.“ Soll heißen: Geschichten, die „bad feelings“ produzieren sind unerwünscht und fallen weg. „Außerdem sieht man sich in der Schweiz nicht zwei, oder vier, sondern tausend Mal.“

David Crawford vom Wall Street Journal betonte zwei grundlegende Punkte im Vergleich zu den USA: Dort haben die Tageszeitungen deutlich höhere Auf-

lagen und damit mehr Möglichkeiten und Geld, um aufwendige Recherchen finanzieren und durchführen zu können. Hinzu käme die unterschiedliche Gesetzeslage. „Klagen, um Artikel zu unterdrücken, finden hauptsächlich in Deutschland statt“, sagte der Finanzexperte, der häufig in Kauf nimmt, vor Gericht gezerrt zu werden: „Ich habe immer irgendwo eine Klage oder ein Strafverfahren“. Das sei ein wichtiger Punkt, warum deutsche Medien bedeutend vorsichtiger seien, als US-amerikanische. Sein Fazit: Wenn in Deutschland mit einer Klage zu rechnen sei, würde lieber auf eine Geschichte ganz verzichtet.

Auf die Frage, ob der investigative Journalismus besser geworden sei, macht Jörg Schmitt zudem auf den Mangel an jungen Nachwuchsreportern aufmerksam, die harte Geschichten anpacken wollen. Die Angst vor den „hard Facts“ oder einer Klage schrecke viele junge Journalisten ab. Ein weiteres Problem, dem sich viele Journalisten ausgeliefert sehen: Im Redaktionsalltag bleibt wenig Zeit für aufwendige Kleinarbeit. Daher bleiben richtige Enthüllungsgeschichten eher eine Seltenheit. Crawford's Lösung: „Investigative Geschichten mache ich in meiner Freizeit.“ So betonte er, dass er

„fast jede Geschichte“, auf die er stolz sei, in seiner Freizeit gemacht habe. Eine strittige Einstellung, die auch aus dem Publikum kaum Unterstützung fand. Aber die Tatsache, dass viele deutsche Zeitungen in den letzten Jahren investigative Ressorts geschaffen haben, um den investigativen Journalismus in Deutschland zu fördern und zu fördern, lasse auf jeden Fall hoffen.

Text: Rahel Klein, JONA/KAS



V.l.n.r.: Beat Balzli, Oliver Schröm, David Crawford



Fotos oben: Sebastian Stahle / Raphael Hünerfauth / Wulf Rohwedder
Fotos unten: Sebastian Stahle

Misstrauen, Seriosität und Nehmerqualitäten

Ein Gespräch mit Beat Balzli über investigativen Journalismus nicht nur in der Schweiz

Herr Balzli, ist investigativer Journalismus schwieriger geworden?

Auf jeden Fall. Früher konnte ich beispielsweise bei einem Unternehmen anrufen und direkt mit der zuständigen Abteilung sprechen. Heute ist alles abgeschottet. Journalisten werden direkt mit der Pressestelle verbunden. Die Informanten muss man sich außerhalb der Unternehmen suchen. Neben der Pressestelle setzen die Firmen zudem immer häufiger PR-Leute ein, die Geschichten in eine gewisse Richtung lenken oder mit scheinbar brisantem Exklusivmaterial die Agenda bestimmen sollen. Das vorgefertigte Dossier gleicht dann einer Tiefkühlpizza, die Sie nur noch in den Redaktionsofen schieben müssen. Fertig ist die Investigativgeschichte.

Wie kann man es trotzdem schaffen, investigativ zu arbeiten?

Das Ziel muss sein, den Redakteuren trotz Ressourcenmangel genügend Zeit für die Recherche zu verschaffen. Bei der Handelszeitung haben wir etwa die Anzahl Artikel pro Ausgabe reduziert. So können sich die Redakteure auf ein Thema konzentrieren und müssen nicht auf mehreren Hochzeiten tanzen. Ich versuche, aus unserem Budget

möglichst viel guten Journalismus herauszuholen.

Schätzen Ihre Leser diese Herangehensweise?

Da bin ich mir sicher. Die positive Resonanz zeigt klar in diese Richtung, und wir werden heute häufiger zitiert. Investigativer Journalismus bedeutet viel Arbeit, aber er zahlt sich aus. Sie müssen versuchen, wenn immer möglich unabhängig von PR zu arbeiten.

Haben Sie Tipps, wie das gelingen kann?

Bauen Sie sich ein Netzwerk aus Experten auf und versuchen Sie, in der Wirtschaft und Politik Leute aus der zweiten und dritten Reihe kennen zu lernen. Vorstände und Chefs sind Profis darin, Dinge geheim zu halten. Die Leute hinter ihnen sind häufig unzufrieden, nicht ganz so professionell und plaudern gerne. Und treffen Sie Informanten immer persönlich. Brisante Infos habe ich noch nie per Mail erhalten.

Was zeichnet einen guten investigativen Journalisten aus?

Es gibt Techniken, die man lernen kann. Ich muss wissen, über welche In-

stitutionen ich an Infos komme. Vieles ist öffentlich, man muss nur wissen, wo es steht. Daneben brauchen Sie eine gute Portion gesundes Misstrauen, Seriosität und gewisse Nehmerqualitäten. Investigative Journalisten werden selten geliebt.

Sie sagen, dass es in der Schweiz viele PR-Agenten gibt, die versuchen, Geschichten zu lancieren. Haben Sie das in Deutschland auch so erlebt?

Als ich beim Spiegel gearbeitet habe, gab es schon ein paar knallharte PR-Leute. Aber sie waren nicht ganz so omnipräsent wie in der Schweiz. Hier fühlt man sich manchmal regelrecht umzingelt (lacht). Aber das muss man sportlich sehen.

Wie kommt das?

In der Schweiz sind die Kreise klein. Ein Großteil der Medien wird von Zürich aus kontrolliert. Jeder kennt jeden. Man sieht sich hier nicht zweimal im Leben, sondern tausendmal. PR-Leute sind auch oft ehemalige Kollegen oder gar Ex-Chefs der Journalisten. Da besteht mitunter eine ungesunde Nähe.

ZUR PERSON
Beat Balzli ist seit Oktober 2010 Chefredakteur der Schweizer Handelszeitung. Davor arbeitete der 45-Jährige unter anderem neun Jahre im Wirtschaftsressort des SPIEGEL. Vor kurzem sprach Balzli bei investigativ.ch, dem Schweizer Pendant zu Netzwerk Recherche, über investigativen Journalismus. www.investigativ.ch

Kann investigativer Journalismus trotzdem überleben?

Ich hoffe es. Zum einen merken die Verlage, dass sie nur mit exklusiven Inhalten überleben können. Es werden etwa vermehrt Recherche-Teams gegründet. Gleichzeitig besteht aber ein permanenter Druck auf die Personalkosten, was dem Wunsch nach aufwendig recherchierten Geschichten entgegenläuft. Umso mehr braucht es heute ehrgeizige Journalisten, die bereit sind, für eine Aufdeckergeschichte auch die Extrameile zu gehen.

Interview: Catalina Schröder, Schülerin der DJV München.

„Der Presseausweis ist zum Rabattheftchen verkommen“

Vergünstigung bei der nächsten Bahnfahrt, zehn Prozent Rabatt beim Autokauf oder kostenloser Eintritt ins Museum. Versuche, über Presserabatte den einen oder anderen Euro zu sparen, sind zahlreich.

Über 70 Prozent der Journalisten sollen schon einmal Presserabatte genutzt haben. Diese Vergünstigungen sind, auch in der Berufsgruppe selbst, häufig umstritten. „Die Gier nach Schnäppchen – Journalisten zwischen Rabatten und Moral“ – diese Debatte, moderiert von Peter Grabowski (WDR) beleuchtete dieses Phänomen. Torsten Dewi (Journalist und Autor), Cato-Kommunikationsberater Klaus Kocks, Autorin und Journalistin Julia Friedrichs sowie der freie Journalist Benno Stieber tauschten sich hier aus. Es ist – auch in der öffentlichen Wahrnehmung – vor allem der Beigeschmack der Doppelmoral, der bei Vergünsti-

gungen für Journalisten mitschwingt. Nicht erst die Debatte um den Ex-Bundespräsidenten Wulff, seine Gier nach Schnäppchen und die damit verbundene mediale Treibjagd ließen die Frage aufkommen, ob Journalisten bei anderen härtere Maßstäbe ansetzen, als bei sich selbst. „Die Journalisten geben durch die Nutzung von Rabatten für Kleinigkeiten ihre Unabhängigkeit auf“, merkte Klaus Kocks an. „Der Presseausweis ist zum Rabattheftchen verkommen.“ Doch zukünftig werde sich diese Situation wohl ändern. „Der Trend hat sich eindeutig gedreht. Die Bahn bietet schon keine Presserabatte mehr an und es dauert bestimmt nicht mehr lange, dann werden andere folgen“, prophezeit Kocks. Der beste Weg sei ohnehin, so Julia Friedrichs, den Presserabatt komplett abzuschaffen. „Er ist lediglich ein Instrument, damit die Journalisten das Gefühl bekommen wichtig zu

sein“, kritisiert sie ihre Berufsgruppe. „Mit welcher Begründung werden Journalisten besser behandelt, als beispielsweise ein Klempner, der viel mit der Bahn fährt?“ Nicht so drastisch sieht hingegen Torsten Dewi die Problematik. „Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass Rabatte bei einigen wenigen Kollegen einen Einfluss auf die Berichterstattung haben“, sagte er. Der Regelfall sei dies allerdings nicht. Zudem warnte er vor Pauschalisierungen und einer grundsätzlichen Verurteilung der Vergünstigungen. „Presserabatte sind grundsätzlich legal und keine Korruption.“ Primär handele es sich bei der Diskussion ohnehin weniger um eine moralische Auseinandersetzung, als vielmehr um eine Neiddebatte. Für Benno Stieber, den Vorsitzenden der

Freischreiber, und seine Kollegen sind die Presserabatte allerdings manchmal „überlebenswichtig“. „Unsere Honorare stagnieren oder gehen sogar zurück. Wir freien Journalisten haben teilweise existenzielle Probleme und versuchen Arbeitsmittel oder ähnliches möglichst kostengünstig einzukaufen.“ Ob freier oder festangestellter Journalist: Am Ende muss es eine persönliche Entscheidung sein, inwiefern man sich auf die verlockende Welt der Rabatte einlässt.

Text: Elina Hoepken, Volontärin beim Weser-Kurier Bremen.



Doppelter Boden

Norbert F. Pötzl recherchierte zweimal für das gleiche Buch

Norbert Pötzl arbeitete zwei Jahre lang an einer Biographie über den Unternehmer Berthold Beitz. Als dieser der Veröffentlichung widersprach, begann Pötzl noch einmal mit der Recherche. Und veröffentlichte. Abgesprochen war: Pötzl schreibt eine Biographie über Beitz, Veröffentlichung nur mit Autorisierung. Der 1913 geborene Unternehmer gilt als „graue Eminenz des Krupp-Konzerns“ – umso mehr wunderte sich Pötzl, dass sich noch niemand seiner Biografie angenommen hatte. 2002 fand das erste Treffen statt. Beitz sei gar nicht so entscheidungsfreudig gewesen, wie man es erwartet hätte. „Immer befragte er seinen Bauch“, sagt Pötzl, „und der sagte jeden Tag etwas anderes.“ Er fuhr mit Beitz in den Urlaub, sprach mit Freunden und Kollegen. Beitz kontrollierte jeden Schritt: Mit wem Pötzl sprach, welche Dokumente er zu lesen bekam. Dann legte Pötzl sein Manuskript vor. Kurz später: Beitz lehnte die Veröffentlichung ab und zahlte das vereinbarte Ausfallhonorar. Diskussionen mit dem knallharten Unternehmer

hätten keinen Sinn gemacht, mein. „Ich will's einfach nicht, hat er gesagt.“ Hatte Pötzl zu kritisch über die Unternehmensgeschichte geschrieben? Frustriert legte er das Projekt zunächst weg. Viele der Informationen, die Beitz ihm als exklusiv verkauft hatte, waren andernorts zu finden. Pötzl begann ein zweites Mal. Frei und ohne Kontrolle durchsuchte er Gerichtsprotokolle und Zeitungsartikel. Es wurde ein völlig anderes Buch geworden. Zitate von Gesprächspartnern habe er als „Lobhudelei“ enttarnt. Als Beitz davon erfuhr, ließ er den Krupp-Vorstand beim Autor anrufen. „Ich sollte eine Kopie an Beitz schicken und wurde an meine Vereinbarung erinnert.“ Pötzl hatte das Buch komplett neu aufgebaut und ließ sich nicht auf eine Vorlage ein. „Also waren sie dann doch darauf angewiesen, das Buch zu kaufen.“

Text: Andrea Tiedemann, Volontärin beim Weser-Kurier Bremen.

Norbert F. Pötzl: „Beitz. Eine deutsche Geschichte“, Heyne Verlag 2011

Soll sich Deutschland um die internationale Recherchekonferenz bewerben?

Netzwerke sind wichtig, besonders für Journalisten die an internationalen Themen recherchieren: Die Mafia in Italien oder Palmöl-Produktion in Indonesien sind nur zwei Beispiele. Um diese Netzwerke zu fördern findet seit 2001 alle zwei Jahre die „Global Investigative Journalism Conference“ (GIJC) statt. 500-1000 Journalisten nehmen an dieser Konferenz teil. Im kanadischen Toronto oder in Copenhagen, Dänemark, kamen Kollegen aus mehr als 70 Ländern zusammen – die nächste Konferenz findet in Rio de Janeiro, Brasilien, statt. Ob das Netzwerk Recherche sich für die Ausrichtung dieser spannenden Konferenz für das Jahr 2015 bewerben soll, diskutieren am Samstag um 12.15 Uhr im Raum R2 David Kaplan, einer der Organisatoren der GIJC, Helmut Osang und David Schraven. Moderiert wird die Veranstaltung von Ides Debruyne, diskutiert auf englisch.

So spannend und nützlich die Konferenz besonders für international arbeitende Journalisten ist, so hoch ist auch der Aufwand. Die hohen Kosten müssen finanziert werden, der große Aufwand muss abgeschätzt werden und das Personal muss für eine solche Veranstaltung organisiert werden. Inwieweit das Netzwerk Recherche dazu in der Lage ist, wird auch besprochen – die Organisation der Jahreskonferenz bietet dazu gute Anhaltspunkte. Hinter der Global Investigative Journalism Conference steht ein internationales Netzwerk aus freien und unabhängigen Journalisten. Unter anderem fanden die umfangreichen Recherchen und die daraus resultierenden kritischen Berichten über das Medikament „Tamiflu“ ihren Ursprung bei der GIJC.

Text: Lara Wiedeking, Schülerin der DJS München.

ZUR PERSON



Marco Maas arbeitet seit 11 Jahren als selbständiger Journalist in Hamburg. Mit seiner Datenjournalismus-Agentur OpenDataCity und dem Partner Lorenz Matzat realisierte er in den letzten Monaten mehrere datenjournalistische Projekte, u. a. die Parteispenden-Datenbank der taz. Seit 2009 beschäftigt er sich mit dem Themenkomplex Open Data/Linked Data. Er bloggt unter The Maastrix und twittert unter @themaastrix.

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Samstag 14:15h R5
Mit Evernote & Co. den digital-analogen Alltag organisieren

Freitag 12:15h R3
Was Google alles nicht kann



Nota Bene // Vergissmeinnicht

Am Ende landet alles in der Cloud

Wer in der Cloud arbeitet, tut sich leichter, seinen Alltag zu organisieren und zu verwalten. Es reicht ein Programm: Evernote.

Marco Maas hat zwei Gedächtnisse, eines im Kopf und eines in der Cloud. Alles, was sich der selbstständige Journalist merken muss, wird hochgeladen. Notizen, Visitenkarten und Rechnungsbelege, Audio-Mitschnitte von Interviews, Ideen und anrecherchierte Artikel. Ab auf die Server damit, dort werden die Daten und Dateien abgespeichert und sind jederzeit abrufbar, Hauptsache die Verbindung zum Internet steht. Mit seinen zwei Gedächtnissen macht Maas zwei Dinge: Erstens, er macht seinen Laptop unwichtiger. „Der Rechner muss obsolet sein, ich muss ihn innerhalb von zwei Stunden ersetzen können“, sagt er. Das geht nur, wenn die Daten von überall aus erreichbar sind. Zweitens, der wichtigere Punkt, er koordiniert seinen Alltag: findet, verwaltet und kategorisiert alle Notizen, Visitenkarten, Interviews und so weiter, kriegt sein Leben sauber eingeteilt in Ordner und Notizzettel. Sein Kopf-Gedächtnis schlägt Synapsen, um Informationen miteinander zu ver-

knüpfen, sein Zweitgedächtnis kriegt Schlagworte eingetippt. Bei Maas endet und landet alles im Zweitgedächtnis. Es heißt Evernote und ist eine Webseite und App. Alles, nur um eine Frage zu beantworten: „Wie verwalte ich mich und organisiere meinen digitalen und analogen Lebenswandel?“ Anders: Wie behalte ich den Überblick im Zeitalter der Reizüberflutung durch .docs, .mpg und .jpgs? Bei Maas sieht das zum Beispiel so aus: Er nimmt eine Visitenkarte, scannt sie ein, synchronisiert seinen Scanner mit Evernote, verpasst der Visitenkarte, die ab jetzt immer online verfügbar sein wird, ein paar Schlagworte, schreibt sich auf, wer die Person ist und für welche Artikel-Recherche sie kontaktiert wurde - und fertig: Die Karte kann jetzt weg, sie hat nur noch haptischen Wert. Was bei Visitenkarten funktioniert, klappt auch bei Interviews oder mit Fotos: Aufnehmen, Notiz schreiben, speichern, für immer merken. Praktisch ist das vor allem aus einem Grund: Weil man bei Evernote alles speichern kann, sind die Informationen später auch an einem einzigen Punkt zu finden. Statt die Visitenkarte an zig verschiedenen Orten zu suchen (im

Portmonee, im Ordner, bei all den anderen Karten), gibt es nur eine Suche; die im Langzeitgedächtnis Evernote. „Das ist übersichtlicher als alles, was wir bis dato in Sachen Papierlösungen haben“, so Maas. Doch Maas weiß, dass nicht nur er sich lebenslang organisiert erinnern kann, sondern dass seine Daten bei einem Unternehmen liegen und somit immer ein Bruch der Privatsphäre zu befürchten ist. Ändern wird er seine Haltung deswegen nicht: „Ich stehe dem kritisch gegenüber, aber es bietet mir so viele Vorteile, dass ich mich einfach darauf einlasse.“, sagt er. Wenn er Block und Stift zückt, dann schreibt er auf speziell beschichtetes Papier und der Stift hört und sieht alles mit. Sobald der Stift weglegt, hat Maas mit dem so genannten SmartPen nicht nur handgeschriebene Notizen, sondern auch den dazugehörigen Ton und das Bild. Und am Ende schickt er alles natürlich an Evernote. Dort bleibt es unvergesslich.

Text: HakanTanriverdi, Schüler der Deutschen Journalistenschule München.

Foto unten: Sebastian Stahlke

Foto unten: Franziska Senkel

Unsichtbar im Netz // Das Parallel-Netz

Let me introduce you to the Dark Web

Wer im Internet nach Informationen sucht, verlässt sich immer mehr auf große Suchdienste. Dabei vergessen sie: Google findet nicht alles.

Auch wenn es eigentlich die Kernkompetenz des Unternehmens Google schlechthin ist: Der Suchgigant findet nicht alles, was im Internet an Informationen zur Verfügung steht. Mit dem Begriff „Deep Web“ gibt es einen Namen für das Phänomen, das Webseiten nicht per einfacher Internet-Suche gefunden werden. Dabei muss man jedoch zwei Arten der Unsichtbarkeit unterscheiden. Seiten, die nicht gefunden werden können und Seiten, die nicht gefunden werden wollen. Paul Myers, Recherche-Spezialist der BBC, konzentriert sich vor allem auf Letzteres: „Dort findet man die Drogendealer, die Diebe und Auftragskiller.“ Wenn Seiten nicht gefunden werden, dann sind sie so konzipiert, dass sie nach aktuellem Stand der Technik nicht zu durchsuchen sind. Online-Bibliotheken sind hier ein gutes Beispiel. Damit man ein Buch von einem Autor finden kann, muss immer erst die Seite selbst angesurft und dort der Name des Autors, in einem zweiten Schritt also, in

die Suchmaske der Datenbank eingegeben werden. Eine Direktsuche per Google ist nicht möglich. Auch Netzwerke wie Facebook, auf denen das eigene Profil sehr oft privat ist, können von Google nicht durchsucht werden.



Es gibt aber auch Seiten, die sich nur abrufen lassen, wenn man sich innerhalb eines Netzwerkes befindet. Gerade im arabischen Frühling war immer wieder die Rede von so genannten TOR-Netzwerken. Tor steht für „The Onion Routing“; über ein komplexes System wird die Anfrage des Nutzers dabei über so viele Server geschickt,

dass man am Ende nicht mehr sagen kann, woher das ursprüngliche Signal stammt. Die Nutzer des TOR-Netzwerkes werden dadurch weitestgehend anonym. Innerhalb dieser Netzwerke gibt es wiederum Adressen, die für Google unsichtbar bleiben, da Google keinen Einblick in das Netzwerk an sich hat. Die Nutzer fühlen sich dadurch so sicher, dass sie ganz ohne Sorge einen Drogenkurier bewerten: „Tolles Produkt, exzellente Ware.“ Paul Myers hingegen hat diesen Einblick. Seit 1993 surft der Journalist durch das Internet, kurz nach dem Tod von Prinzessin Diana, also 1997, nutzte er es bereits als zentrales Recherchemittel und unterrichtet heute Journalisten an der BBC Academy. In seinem Vortrag wird er erzählen, wie Menschen sich in der Anonymität bewegen. „Ich werde sagen, wo man die anonymen Trolle finden kann, wie sie sich verstecken und was sie tun.“ Trolle, das ist Internetsprech für Nutzer, die auch auf der Suche sind: sie suchen die gezielte Provokation.

Text: Hakan Tanriverdi

ZUR PERSON

Paul Myers ist der Spezialist für Internet-Recherche am BBC College of Journalism. Zu seinen Aufgaben gehört das Training der BBC-Journalisten und die Recherche-Beratung bei BBC-Produktionen. Paul begann 1995 bei BBC als Rechercheur für die Nachrichten und wechselte 1999 zur Aus- und Weiterbildung. Als früher Verfechter von „Blended Learning“ hat er einzigartige neue Ansätze zur Trainings- und Recherche-Methodik entwickelt. Paul hat erfolgreich viele technische Tools in die Welt des Journalismus eingeführt.

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Samstag 13:15h R5
Looking Online for People

Samstag 15:30h R3
Let me introduce you to the Dark Web

Freitag 12:15h R3
Was Google alles nicht kann



„Dieses verdammte Ding!“

Anja Reschke, Georg Mascolo, Sabine Kartte und Thomas Sattelberger diskutierten über den „Aufstand der Frauen“ – Eva Maria Schnurr moderierte das Podium „Quote gegen Machos“

Im Februar diesen Jahres hatten sie die Nase voll: 350 Journalistinnen forderten eine Frauenquote von 30 Prozent in den Führungspositionen der Redaktionen. Schluss mit vagen Selbstverpflichtungen, und Versprechungen, her mit der Quote.

Die großen Linien der Quoten-Diskussion zeigen sich auch in der kleinen Runde. Da sind die Befürworter, wie Sabine Kartte, selbst geschäftsführende Redakteurin beim Stern, die beklagt: „Es ist ja beinahe unangenehm, dass man 2012 noch so eine Diskussion führen muss, aber: meine Kollegen sind fast alle Männer!“. Dabei seien sich Wissenschaftler einig: Reine Frauen- oder Männergruppen funktionieren ganz gut – gemischte Gruppen aber besser. Dann holt sie tief Luft: „Ohne dieses verdammte Ding geht es anscheinend nicht!“

Die Quote müsse endlich her, fordert auch Anja Reschke von Panorama: „Alle sind dafür, aber es tut sich nichts! Es kann nur an den Männern liegen, die die Schlüsselpositionen besetzt halten.“ Georg Mascolo sieht das anders. „Alles, was auf Freiwilligkeit basiert, ist

besser als jeder Zwang.“ Zum einen gäbe es bereits sehr viele hervorragende Journalistinnen, zudem sei auch der Nachwuchs zunehmend weiblich. Insofern längst kein Grund mehr für eine männliche Dominanz in den Redaktionen. Für den Spiegel sei eine starre Quote aber keine Option: „Wir sind nicht zuletzt ein eher mittelständisches Unternehmen mit nur geringer Fluktuation. Zu sagen in fünf Jahren haben wir so und so viel Prozent an Frauen in den Chefetagen, das bringt uns nichts.“ Er setze vielmehr auf andere Maßnahmen wie regelmäßige Mitarbeitergespräche. Ziel sei definitiv, mehr Frauen auf allen Ebenen in die leitenden Positionen zu bekommen.

Überrascht von der Situation im Journalismus zeigt sich Thomas Sattelberger, Personalvorstand der Deutschen Telekom: „Dass im Journalismus, der doch ein Spiegelbild der Gesellschaft sein soll, nur zwei Prozent der Chefredakteure weiblich sind, hat mich schockiert.“ Bereits seit 15 Jahren hat er sich das Thema zu eigen gemacht. Dabei zeige sich immer wieder: Veränderungen im System verpuffen so gut wie nutzlos, nur Veränderungen am System zeigen Wirkung: „Man muss eine kritische Masse an Frauen überschreiten, sonst kehrt das System einfach wieder wie ein Wackelpudding in die Ausgangssituation zurück.“



Befristete Führungspositionen könnten ebenso helfen, mehr Frauen zu fördern. „Leider besteht ein Hang, an der einmal erreichten Position kleben zu bleiben. Dabei wäre es doch oft gerade interessant, nach mehreren Jahren als Ressortleiter auch wieder das Ressort zu wechseln oder selbst wieder mehr zu schreiben“, erklärt Sabine Kartte. Job Sharing oder Teilzeit-Führungsstellen sind weitere Stichworte. Oder sind die Frauen am Ende doch selbst schuld? Unterschätzen ihre Fähigkeiten, halten sich eher zurück, und warten darauf angesprochen zu werden? Kein Argument – findet Thomas Sattelberger: „Wir erwarten nicht,

dass sich Frauen wie Männer verhalten – und akzeptieren das.“ Aber: Auch die Frauen müssen sich ändern. Sich selbst mehr zutrauen und ihre Karriere aktiv vorantreiben. Egal ob über Quote oder freiwillige Lösungen, in einem waren sich dann doch alle einig: Auch der Journalismus kann es sich nicht mehr leisten, auf die Frauen zu verzichten – und wenn man ihn mit der Quote zu seinem Glück zwingen muss.

Text: Lisa Wolf/KU Eichstätt

Allein unter Männern

Ursula Kossler schreibt in „Hammelsprünge“ über die Verknüpfung von Sex und Macht in der Bonner Republik

und Politiker zurückgreifen. Auf der langen Liste der Gastredner stehen zum Beispiel Heide Simonis, Patricia Wiedemeyer und Norbert Blüm. Dazu kommen die Erfahrungen jener, die nicht persönlich erkannt werden wollten – für sie erfindet Ursula Kossler kurzerhand den Hintergrundkreis der „Rosa Federn“, dessen Mitglieder sich stellvertretend erinnern. Als „Hintergrundkreis“ bezeichnet man regelmäßige Treffen von ausgewählten Journalisten und Politikern, um Informationen auszutauschen und das Tagesgeschehen zu diskutieren, ohne dass dies unmittelbar öffentlich bekannt wird.

Erwähnt werden auch wichtige politische Entscheidungen zu Gleichberechtigung. Doch sei es der „Abtreibungsparagraf“ 218, Gesetze gegen sexuelle Belästigung, die Änderungen des Familienrechts gewesen – gegen

alle regte sich starker Widerstand in den Bonner Gremien. Rita Süßmuth, damals CDU-Frauenministerin erinnert sich: „Wenn frauenrelevante Themen im Parlament diskutiert wurden, dann war der Plenarsaal leer.“

Nicht nur Politikerinnen hatten es oft schwer, sich durchzusetzen. Auch junge Journalistinnen wie Ursula Kossler selbst wurden misstrauisch blickend. Oftmals wurden sie ignoriert, nicht ernst genommen, oder sexuell belästigt. So begrüßte ein Minister die Journalistin Elisabeth Niejahr singend: „Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätte ...“ – Platte Sprüche waren an der Tagesordnung, oft gab es eindeutige Angebote.

Seitdem hat sich zwar vieles verändert, im Fernsehen leiten nun zum Beispiel Frauen die wichtigsten politischen

Talkshows. Doch immer noch schaffen es die wenigsten Frauen in die Chefetagen. So streift Ursula Kossler zu guter Letzt auch die Diskussion um die Frauenquote: „Also doch die Quote? Dieses Teufelswerkzeug des Lila-Latzhosen-Feminismus?“, fragt sie mit einem Augenzwinkern. Wie im gesamten Verlauf lässt sie auch hier wieder Befürworter und kritische Gastredner zu Wort kommen, und überlässt es dem Leser selbst, sich eine Meinung zu bilden.

Text: Lisa Wolf, Journalistikstudentin an der KU Eichstätt.

LESETIPP

Ursula Kossler: Hammelsprünge
250 Seiten, Hardcover
EUR 18,99 [D]
ISBN 978-3-8321-9656-1

Foto oben: Raphael Hünerfauth / Wulf Rohwedder

Foto unten: privat



NDR
Reinhold Beckmann



Uli Hoeneß



Süddeutsche Zeitung
Thomas Kistner



RFA
Roland Rino Büchel

Die dunkle Seite der schönsten Sache der Welt

Korruption, Intransparenz und ein schier allmächtiger Präsident, der in den vergangenen Jahrzehnten einen engen Kreis von Verbündeten um sich geschart hat – das sind die dunklen Seiten des Weltfußballverbands Fifa. Gestern wurde er mit von Netzwerk Recherche der „Verschlossenen Auster“ ausgezeichnet. Bei der anschließenden Podiumsdiskussion „Kritische Fragen unerwünscht. Recherchefreie Zonen im Sport“ bekamen aber auch die (Sport-)Journalisten einen Rüffel: Sie setzten sich viel zu wenig mit den Machenschaften des Verbands und seines Präsidenten auseinander. Dieser Meinung war zumindest Uli Hoeneß. „Von kritischem Journalismus kann keine Rede sein. Und das bei einem Thema, das ganz offensichtlich ist.“ Seine Watschen verteilte der Präsident des FC Bayern München erst am Ende der einstündigen Diskussion, die sich vor allem um eine Person drehte: Joseph Blatter. Der sei nicht nur seit mehr als vier Jahrzehnten Mitglied des Weltfußballverbandes, sagte Thomas Kistner von der Süddeutschen Zeitung. „Seit mehr als 30 Jahren hat er dort auch das Sagen.“ Schon zu Zeiten als Generalsekretär habe Blatter damit begonnen, ein System aufzubauen, das

er mittlerweile perfektioniert habe. Alle Fäden liefen bei ihm zusammen, meint der Autor des jüngst erschienen Buches „Fifa-Mafia“: „Alle Kontakte, alle Entscheidungen und alle Informationen laufen nur über ihn.“ Blatters 23 Vorstandsmitglieder müssen ihm – wenn man den Diskussionsbeiträgen glauben darf – geradezu höflich sein: Wer dem Präsidenten zu nahe komme oder es gar wage, bei einer Wahl gegen ihn zu kandidieren, werde abserviert. „Blatter hat in den letzten zehn bis 15 Jahren einen geschlossenen Kreis um sich aufgebaut“, sagte Hoeneß. Die Vorstandsmitglieder seien nur dazu da, „seine Meinung zu repräsentieren“ und „ihm zu dienen“. Selbst der ehemalige Präsident des Deutschen Fußballbundes, Theo Zwanziger, könne als Mitglied des Exekutiv-Komitees nichts an diesen Strukturen verändern. „Zwanziger hat keine Chance. Er ist einer von vielen“, nahm ihn Hoeneß in Schutz. Kurz und überspitzt gesagt: Blatter ist die Fifa. Er ist der Kopf einer Organisation, die Milliardenumsätze macht und dennoch in der Schweiz noch immer den Status eines gemeinnützigen Vereins genießt. Laut Roland Rino Büchel, Schweizer Nationalrat und Laudator

bei der Verleihung der „Verschlossenen Auster“ habe die Lobbyarbeit der Fifa so sehr zugenommen, dass es durchaus gefährlich sei und seinem Land schaden könne. „Wir müssen das nicht akzeptieren. Wir müssen das ändern“, sagte der ehemalige Fifa-Marketing-Manager, der 2002 seinen Job verloren hatte. Damals ging die Agentur pleite, die für die Vermarktung des Fußballs zuständig war. Heute obliegt diese, natürlich, ganz allein Josef Blatter und seinem 23-köpfigen Vorstand. Sie allein entscheiden auch, in welchem Land die Fußballweltmeisterschaften stattfinden. Das sei im Vergleich zu den 110 Mitgliedern des Internationalen Olympischen Komitees nicht nur eine „sehr überschaubare Zahl“, meinte Kistner. Auch die Vergabekriterien seien seiner Meinung nach völlig intransparent: „Es gibt für die Bewerbung keine klare Regeln.“ Apropos Transparenz: Auch wie viel Geld der eingetragene Verein durch die Vergabe erwirtschaftet, wie viel Gehalt er an seine rund 400 Mitarbeiter und vor allem an seine Führungsriege zahlt, ist nicht bekannt. Ein Punkt, den alle Teilnehmer der Podiumsdiskussion kritisierten. Der Fifa fehle eine Kontrollinstanz, sagte Kistner. Und die Ethik-

kommission, die die Fifa reformieren will, ist laut Büchel „nichts wert“. Hoeneß forderte einen „schnellen Schnitt, damit da Transparenz rein kommt“. Und: „Spätestens zur nächsten Wahl müssen neue Strukturen her.“ Wer diese erzwingen soll, ist für den Bayern-Präsidenten klar: die europäischen Fußballverbände – vor allem aus Deutschland, England und Frankreich. Denn diese hätten ein ungeheures Druckmittel: „80 Prozent des Geldes kommt aus Europa.“ Für Blatter und seine Fifa könnte es sicherlich schwieriger werden, ihre Machenschaften so still und heimlich fortzusetzen wie in den vergangenen Jahren. Vor zehn Jahren habe sein Buch über die Fifa noch niemanden interessiert, sagte Kistner. Inzwischen sei das anders – vor allem seit der Weltfußballverband unter dubiosen Umständen die Weltmeisterschaften 2018 nach Russland und 2022 nach Katar vergeben habe. „Die Leute wollen heute wissen, wie so etwas zustande kommen kann.“

Text: Melanie Ohlenbach, Volontärin beim Weser-Kurier, Bremen

Medienphänomen FC Bayern

Kaum ein Macher im deutschen Fußball versteht es, so zu polarisieren und zu provozieren wie Uli Hoeneß. Er begeistert selbst Teile des dem FC Bayern München abgeneigten Publikums, wenn er glühenden Hauptes und mit voller Inbrunst über den Erfolg dieser weltweit bekannten Marke parliert. Im Gespräch mit Hörfunk-Legende Mani Breuckmann erklärte der Präsident das „Medienphänomen FC Bayern München“.

Der 19. Mai ist ein Tag, an den sich Uli Hoeneß nicht gerne erinnert. Im eigenen Stadion haben die Bayern das Finale der Champions League verloren. Nun müsse ein „Einschnitt“ folgen, meint Hoeneß zwei Wochen nach dem Drama. „Wir dürfen in den nächsten Jahren nicht überall groß ‚Mia san Mia‘ draufschreiben, solange bis wir wieder vor Borussia Dortmund stehen“, sagt er und bläst im gleichen Atemzug zur Jagd auf die Gelb-Schwarzen.

Ein wenig Zurückhaltung, lautet die Anweisung – aber nicht allzu viel. Die Münchener Streikkultur, die der 60-Jährige größtenteils mitgeprägt hat, ist ihm heilig. Sie soll unentwegt polarisieren. Leitfiguren wie Philipp Lahm oder Bastian Schweinsteiger dürfen auch künftig „Kante zeigen“, sagt Hoeneß. „Wir wollen mündige Fußballer, keine Langweiler.“ Im Gegenzug stellt Hoeneß hohe Ansprüche an den Journalismus. Ein Interview bekommen nur jene Sportreporter, „die pffig sind und sich total

mit der Sache identifizieren.“ Diese Auswahlkriterien haben sich in seinen Augen bewährt, um das Maß an Öffentlichkeit zu steuern. So erfüllt er etwa jedem zehnten Journalisten den Wunsch nach einem Interview. Hoeneß hat die Medien im Griff, er spielt mit ihnen – selbst bei Tiefschlägen. „Ja, es macht immer noch Spaß, Präsident des FC Bayern zu sein.“

Text: Tim Scholz, KU Eichstätt

IMPRESSUM

nestbeschmutzer.
Zeitung zur Jahreskonferenz 2012 von
netzwerk recherche.

Herausgegeben von
netzwerk recherche e.V.,
Postfach 580507 in 10414 Berlin,
www.netzwerkrecherche.de,
Günter Bartsch (V.i.S.d.P.)

Redaktion: Ulrike Maercks-Franzen,
Franziska Senkel (Gestaltung)

Fotos: Raphael Hünerfauth,
Wulf Rohwedder, Franziska Senkel,
Sebastian Stahlke
Vogel: © Sergey Yakovlev / Fotolia.com

Berlin/Hamburg
Juni 2012,
Auflage: 1.000
Druck: evert-druck
medienservice GmbH,
24539 Neumünster



netzwerk
recherche

„Nicht Ruhe und Unterwürfigkeit gegenüber der Obrigkeit ist die erste Bürgerpflicht, sondern Kritik und ständige demokratische Wachsamkeit.“ (Otto Brenner 1968)

Otto Brenner Preis 2012

Es werden Beiträge prämiert, die für einen kritischen Journalismus vorbildlich und beispielhaft sind und die für demokratische und gesellschaftspolitische Verantwortung im Sinne von Otto Brenner stehen. Vorausgesetzt werden gründliche Recherche und eingehende Analyse.

Der „Otto Brenner Preis für kritischen Journalismus“ ist mit einem Preisgeld von insgesamt **47.000 Euro** dotiert, das sich wie folgt aufteilt:

1. Preis	10.000 Euro
2. Preis	5.000 Euro
3. Preis	3.000 Euro

Zusätzlich vergibt die Otto Brenner Stiftung:

**für die beste Analyse (Leitartikel, Kommentar, Essay)
den Otto Brenner Preis „Spezial“ 10.000 Euro**

**für Nachwuchsjournalisten
den „Newcomerpreis“ 2.000 Euro**

**für Medienprojekte
den „Medienprojektpreis“ 2.000 Euro**

**und in Zusammenarbeit mit „netzwerk recherche e.V.“
drei Recherche-Stipendien von je 5.000 Euro**

Bewerbungsschluss: 31. Juli 2012

Die Bewerbungsbögen mit allen erforderlichen Informationen erhalten Sie unter:
www.otto-brenner-preis.de

Otto Brenner Stiftung
Wilhelm-Leuschner-Str. 79
60329 Frankfurt am Main
E-mail: info@otto-brenner-preis.de
Tel.: 069 / 6693 - 2576